
Der Parasit
von Friedrich Schiller
Freilichttheater

Inszenierung: Robert Teufel
Premiere: 02. Juli 2015 im Schloss Wasseralfingen



Schwäbische Post vom 04.07.2015 von Dagmar Oltersdorf

Ein Parasit der schrägen Art

Freilicht-Premiere des Theaters der Stadt Aalen – richtig sympathisch ist bei diesem Schiller keiner

So einen, so einen kennen vermutlich viele: Einen, der sich mit Hilfe Gutgläubiger beim Chef einschleimt. Einen, der es damit auch noch zu was bringt. Ein „Parasit“ eben. Die Schiller-Komödie um einen solchen feierte am Donnerstagabend auf der Freilichtbühne im lauschigen Innenhof von Schloss Wasseralfingen Premiere. Gleicher Ort wie immer, wieder mal was lustiges. Aalener Freilicht eben. Eben nicht. Nicht die einzige Täuschung.

Da ist vorweg gleich mal die um das Stück zu nennen. Das ist nämlich eigentlich nicht von Schiller, sondern von seinem französischen Dichterkollegen Picard. Schiller hat es nur übersetzt, weil es seinen Mäzen nach mehr französischer Komödie dürstete. Weil es aber in dem Stück um Täuschung geht, guttenbergte Schiller gleich mal eben.

Wie das geht, hat der Dichter auch von Selicour aus dem Stück gelernt. Ein Blender, der sich die Leistungen anderer zunutze macht, der nach oben kriecht und nach unten tritt. Ein zeitlose Schmarotzer-Schablone, die Regisseur Teufel und Ausstatterin Friederike Teufel aufs hier und jetzt angewendet haben: Der Bürohengst lauert mit in seinem Nadelstreifen permanent auf den nächsten Zug zum Aufstieg, vorbei an Nietengürtel und Wollpullunder. Ersteren trägt der ungestüm-verliebte junge Hobbydichter Karl Firmin, zweiterer sein bedächtig-gemütlicher Vater. Doch während dieser in Selicour nur einen sieht, der eben seine Arbeit macht, ist Karl in Habachtstellung vor dem „Lügner, dem Schmeichler.“

Als einen solchen hat ihn La Roche entlarvt. Völlig derangiert berichtet er bei einer Art Abgesangs-Party im Konfettiregen Vater und Sohn Firmin, wie er seinen Job bei Minister Narbonne verloren hat. Bei dem steht auch Selicour in Diensten und will weiter nach oben. Wenn möglich, auch mittels einer Heirat mit dessen Schwester Charlotte. In die wiederum aber ist Karl verliebt. Trotzdem gelingt es Selicour, sowohl ihn als auch seinen Vater zu manipulieren. Geschickt macht er sich deren Fähigkeiten zu eigen, verspricht ihnen Anerkennung und packt sie damit bei ihrer Eitelkeit. Doch Selicours Intrigen fliegen auf – mittels einer Intrige.

Die Bösen, das sind immer die anderen – mit dieser Vorstellung räumt Regisseur Teufel gründlich auf. Irgendwie ist keiner so richtig sympathisch auf diesem Intriganten-Gemälde, das sich in immer wieder neuen Konstellationen auf einer rabenschwarzen Bühne postiert. Dort schreit sich Andreas Jendrusch in seiner Rolle als La Roche markerschütternd den Frust über sein Scheitern aus der Kehle wie im Managerseminar. Ebenso befremdlich ist die anfänglich nur mühsam unterdrückte Aggressivität von Karl Firmin – mit wildem Blick liefert Neuzugang Marcus Krone einen starken Auftritt auf einem Steg, um den die Zuschauer eher wie in einem Großraumbüro sitzen, als in einem Freilichttheater. Minister Narbonne wird von Daniel Kozian als arroganter Schnösel mit gelben Schlips verkörpert. Ohnehin zelebrieren die Männer sich – die Hände an den Hüften oder in den Anzugtaschen – permanent selbst.

Intrigen fliegen mittels einer Intrige auf

Die Frauenfiguren stehen ihnen nicht nach. Alice Katharina Schmidt als Narbottes Gattin kommt wie aus dem Ei gepellt für den Stehempfang daher –erweckt aber dabei den Anschein, als hätte sie sich kurz vorher einen Medikamentencocktail reingezogen. Charlotte liefert unter Karls Dichtung „Durch den Monsum“ und den alles vernebelnden Selicour einen Liebestaumel, der eine weit stärkeren Namen verdient – eine Paradeszene für Ramona Suresh. Allein Gunnar Kolb als der alte Firmin scheint lange ein Fels an Integrität in der Brandung – bis auch ihn die pure Schadenfreude über Selicours Scheitern packt. Den spielt Arwid Klaws über die Schmerzgrenze hinaus als schleimigen, Kalkulator, der aber beinahe flennt, wenn es mal nicht so gut läuft. Und der Männchen macht, wenn sein Chef das so will. Aufgekratzt und hysterisch kommt dieser ganze Intrigantenstadel daher. Windet sich wahllos mal um den ein oder anderen Körper, dann wieder um eine bunte Luftschlange. Es wird getrötet, gekreischt, geschrien, gelacht, die Pistole gezückt zum Flammenwerfen gezückt – alles zu laut, zu schrill, zu unecht.

Aber wie soll man sich auch sonst noch Gehör verschaffen in diesem ganzen Irrsinn? Robert Teufel hat einen starken Zugang zum Schillerschen Plagiat gefunden. Er übertreibt es ordentlich und hat dem „Parasiten“ dabei aber jegliche potentielle Sommerromantik ausgesaugt. Stattdessen wurde der mit weit besserem gefüttert: mit bissigem Witz und unerwarteten schrill-schrägen Einfällen. Dem Publikum gefiel's: Der Applaus bei der Premiere war durchaus begeistert.

Aalener Nachrichten vom 04.07.2015 von Herbert Kullmann

Klaws gibt den gewissenlosen Parvenü

Premiere des Stadttheaters von Schillers „Der Parasit“ im Wasseralfinger Schlosshof

Wie es mit der Kunst, sein Glück zu machen, steht, durften Theaterfreunde am Donnerstagabend im Wasseralfinger Schloss erfahren. Das Stadttheater inszenierte hier Friedrich Schillers „Der Parasit“, dem der Autor die bedeutungsschwangere Unterzeile „Oder die Kunst, sein Glück zu machen“ mitgegeben hat.

Freiluftssaison. Im Innenhof umrunden die Zuschauerbänke zwei Drittel der in Schwarz gehaltenen Bühne, auf der eine Handvoll Schauspieler eine Geschichte erzählt, die so alt wie die Menschheit und so aktuell wie eh und je ist. Es geht um die Aufschneider, Schaumschläger, um all jene, denen der Schein wichtiger ist als das Sein. „Der Schein regiert die Welt, und die Gerechtigkeit ist nur auf der Bühne“, wird es am Ende heißen. Eine Erkenntnis, deren Ewigkeitswert sich im Verlauf der Handlung nach und nach herauschält.

Im Stück dreht sich alles um Selicour. Er ist der „Parasit“, ein Karrierist, der sich das Vertrauen des Ministers Narbonne erschleicht – buckelnd, scharwenzelnd und nach unten tretend. Selicour kann nichts und leistet nichts, hat weder Talent noch Tugend, schmückt sich stattdessen mit fremden Federn. Doch Selicours Widersacher formieren sich.

Arwid Klaws als Selicour spielt diesen gewissenlosen Parvenü auf köstliche Art. Seine Doppelzüngigkeit beschert ihm Sympathie bei der Ministerfamilie, insbesondere bei Madame Narbonne. Er gibt sich aalglatt, jedes seiner Worte passt sich blitzschnell der jeweiligen Gegebenheit an. Beste Voraussetzung für eine Kriechspur nach oben.

Nichts Unbekanntes. Er wolle zeigen, dass man auch mit unehrlichen Mitteln im Leben weiterkomme, meinte Regisseur Robert Teufel im Vorfeld zur Premiere, wobei ihm im Hinterkopf aber das alte „Erkenne dich selbst“ herumspuckt. So ist denn auch die sich durch die ganze Aufführung ziehende Selbstbespiegelung gewollt. Allein der laufsteggleiche Bühnenaufbau und die jetztzeitig gekleideten Schauspieler sorgen dafür. Ein Lock-in-Effekt, der bewusst aktuelle Vergleiche zu Politik und Gesellschaft ermöglicht.

Blendendes Spiel

Dank des blendend spielenden Ensembles kann von einer „trockenen moralischen Belehrung“ keine Rede sein. Robert Teufel folgt zwar der Linie des Originals, setzt allerdings eigene Akzente; amüsante Assoziationen zu Ex-Minister Gutenberg wie zur gegenwärtigen Spaßgesellschaft. Mittendrin Alice Katharina Schmidt als eitle Madame Narbonne, Ramona Suresh als jüngere Schwester Charlotte, Daniel Kozian als leichtgewichtiger Minister Narbonne. Gunnar Kolb ist die Rolle des biederen Sekretärs, der lieber ehrlich bleibt, als Karriere zu machen, wie auf den Leib geschrieben, Andreas Jendrusch alias La Roche überzeugt als Selicours Gegenspieler, zu dem sich Karl Firmin (Markus Krone) gesellt.

Mit den Worten „Das ist gegen unser Gewissen, wir wären seine Mitschuldigen, wenn wir das duldeten“, leitet La Roche die Entlarvung des Karrieristen ein. Er macht das über Partyspaß, Bloßstellung und Nachtreten. Bei Schiller siegt das Ehrliche, auch wenn dieser weiß: „Das ist nicht immer so. Das Gespinnst der Lüge umstrickt den Besten, die kriechende Mittelmäßigkeit kommt weiter.“ Robert Teufel macht in seiner Inszenierung deutlich, dass es auch auf der Bühne keine Gerechtigkeit gibt. Nach Selicours Demütigung holt Narbonne den Karrieristen zurück. Weiß er doch, solch treuergebene Diener braucht die Macht.

Ostalb.net 04.07.2015 von John Wolf

"Der Parasit" im Wasserafinger Schloss

Für den größten Lacher des Premierenabends im Schloss Wasserafinger hat Herr Gerstenmaier gesorgt. Ihn hatte offenbar erzürnt, dass sich der Schauspieler Arwid Klaws auf der Bühne total hündisch benahm.

Klaws spielt in Friedrich Schillers Komödie „Der Parasit“, mit der das Theater der Stadt Aalen den Freilichtsommer würzt, die Titelrolle. Mit Bravour. Herrn Gerstenmaier jedoch ging das zu weit. Der Winzling im Format eines Bonsai-Rehs blaffte vom Schoß seines Herrchens zurück.

Klaws und Daniel Kozyan, der als unbestechlicher Minister Narbonne an dem gerade enttarnten „Parasiten“ Selicour sein Mütchen kühlte, bewahrten im Beifallssturm des nicht eingeplanten Mitmachtheaters jedoch kühlen Kopf. Nicht einfach, wenn man kurz vor der finalen Pointe gagtechnisch auf den Hund kommt. Wobei diese vierbeinige Intervention durchaus das Konzept des Regisseurs Robert Teufel konterkarierte.

Warum? Teufel siedelt das Lustspiel des Franzosen Louis-Benoit Picard, mit dem der große Moralist Schiller als Übersetzer keck unter falscher Flagge segelte, im Hier und Heute an. Moderne Klamotten, einen Song auf dem USB-Stick gespeichert, die Kopfhörer über den Ohren – ja, die Märchen-, Macht- und Muskelspielchen finden heute noch genau so statt, suggeriert die Ausstattung. Sich in den Bankreihen gegenüber sitzend, haben die Premierengäste nicht nur das Treiben auf der Bühne, sondern als Schicksalsgemeinschaft auch die Reaktionen auf der anderen Seite im Blick.

In der nachtschwarzen Kargheit von Friederike Meisels Kulisse kann Schillers Spracheleganz zwar ungestört funkeln; nur endet die von der Bühne führende Treppe nach zwei Dritteln des Innenhofes. Also doch ein bisschen Guckkasten. Diese Halbherzigkeit beeinträchtigt leider Teufels Inszenierung. Obwohl gleich zu Beginn das starke Herz des in die Schwester des Ministers verliebten jungen Poeten Karl Firmin in Gestalt des stürmisch drängenden Marcus Krone köstlich heftig beim Publikum anklopft. In der Folge erscheinen alle Protagonisten auf der Bühne. Andreas Jendrusch als verzweifelter Quirl La Roche, der es nicht fassen kann, dass ihn sein Schulfreund Selicour aus dem Job bei Hofe gedrängt hat; Alice Katharina Schmidt als berechnend männermordende Ministersgattin; Gunnar Kolb als die Inkarnation des aufrechten Buchhalters und das Temperamentsbündel Ramona Suresh in der Doppelrolle als etwas versponnen-unbedarfte Charlotte und als in jeder Hinsicht zupackendes Sexsymbol Robineau, Selicours kongeniale Cousine.

Arwid Klaws spielt virtuos und mit gezinkten Karten einen gegen den andern aus, um des Ministers Gesandter zu werden.

Schleimt und tobt, bittet und herrscht, bindet den großzügigen Gutmenschen und die böse Bazille in eine einzige Geste ein. Großes Theater. Großes Ränkespiel.

Nach der Pause jedoch geht auf des Ministers Party lautstark und grell der Punk ab. Jubel, Trubel, Heiterkeit wie beim Karneval zu Köln, der Hauptstadt des Klüngels. Von allen guten Geistern verlassen lässt Robert Teufel die Figuren zu gemeinschaftlichem epileptischem Anfall aus dem Ruder laufen. Um den Kontrast

zur gnadenlos kalten Abrechnung des Ministers mit dem betrogenen Betrüger zu erhöhen, der von La Roche mit den eigenen Waffen geschlagen worden ist? Oder um alle zu demaskieren? Auch die vermeintlichen Rechtschaffenen? Als schadenfrohe Opportunisten?

Die einzige Konstante ist Arwid Klawns Selicour, sein Abgang ein bewegendes stilles Solo – die Würde des Wurms. Dass Narbonne den Gedeemütigten als finale Pointe aus dem Dunkel auf die schwarze Bühne zurückruft, weil es Männer seines Schlages in der Politik brauche, ist ein Schlag mit dem Holzhammer zu viel. Herr Gerstenmaier blieb stumm.

SüdwestPresse vom 10.07.2015 von Wolfgang Nußbaumer

Schillers "Parasit" als vergnügliches Ränkespiel

Es wird viel gelacht - und viel geweint in Robert Teufels Inszenierung von Friedrich Schillers selten aufgeführter Komödie "Der Parasit" am Theater der Stadt Aalen.

Denn das Leben in und mit der Politik ist zum Lachen und zum Weinen - wenngleich nicht gefühlsecht. Berechnung ist alles. Das führt Teufel mit einem gut aufgelegten Ensemble auf der Freilichtbühne im Wasseralfinger Schloss vor.

Das Stück könnte auch gut "Das Plagiat" heißen. Immerhin hat Schiller kurzerhand das Lustspiel "Médiocre et rampant" des französischen Dramatikers Louis-Benoit Picard ins Deutsche übertragen, weil es seinen adeligen Dienstherrn nach Komödien gelüstete. Von Anfang an segeln hier alle unter falscher Flagge: der große Dichter und sein eingeschleustes Personal, der Regisseur und seine Inszenierung.

Damit auch jeder erkennt, dass zwischen den Rankünen zu absolutistischen Zeiten und dem Heute kaum Unterschiede bestehen, hat der Regisseur sein Personal nicht nur mit allerlei modernem technischem Schnickschnack und zeitgeistigen Klamotten ausgestattet, sondern sich von Friederike Meisel eine leergefegte nachtschwarze Bühne bauen lassen, die stegartig weit in den Spielort hineinreicht. Zu deren Seiten sitzt sich das Publikum wie zwei Fraktionen gegenüber. Es erfährt, wie der mimische Tausendsassa Arwid Klawns als mit allen intriganten Wassern gewaschener Selicour beim Griff nach einem Gesandtenposten einen möglichen Konkurrenten nach dem andern austrickst.

Gab er diesen Konstellationen jede Menge Zeit zur Entwicklung, haut der Regisseur nach der Pause gewaltig auf den Putz. Das Ensemble gibt dem Affen Zucker bis zum Diabetesanfall. Nebenbei wird der Betrüger mit den eigenen Methoden betrogen. Die Schadenfreude triumphiert und Selicour in die Wüste geschickt - aber von seinem Herrn flugs zurückgeholt: So ein Mann ist schließlich im Machtgeschäft Gold wert.

Heidenheimer Zeitung vom 14.07.2015 von Holger Scheerer

Umwertung der Werte

Aalener Stadttheater spielt Schillers „Parasit“ open air im Wasseralfinger Schloss

Turbulent geht es derzeit auf der Freilichtbühne des Schlosses in Wasseralfingen auf und zu. Dort hat sich das Theater der Stadt Aalen als das Freiluftstück den „Parasiten“ von Friedrich Schiller herausgesucht. Eigentlich stammt das Stück ja vom französischen Schauspieler Louis-Benoit Picard, aber Schiller ging recht großzügig mit der Frage des geistigen Eigentums zu Werke. Nachdem seine eigenen Stücke zunehmend als unaufführbar galten, beschäftigte sich Schiller in den letzten fünf Jahren seines Lebens fast ausschließlich mit Bearbeitungen.

Im Mittelpunkt des Stückes steht Selicour, ein Windbeutel, wie man ihn heutzutage in jedem Büro finden kann. Können tut er eigentlich nichts. Doch er kann repräsentieren, wenn auch bevorzugt nur sich selbst, organisieren, wenn auch bevorzugt nur das, was ihm zugute kommt, vor allem hat er jedoch Charme.

Er macht also einiges her. Arwid Klaws spielt seine Figur mit sichtlichem Vergnügen nicht an deren Verderbtheit, sondern an den Charmeoffensiven, die er immer wieder startet, mit denen er den Rest des Personals einlullt – und das Publikum gleich mit. Doch im Laufe des Stückes treibt es der Schleimbolzen allzu bunt. Nicht nur, dass er seinen Kollegen La Roche (Andreas Jendrusch) aus dem Amt verdrängt und sich mit den verdienstvollen Federn Firmins schmückt (ganz

hervorragend: Gunnar Kolb), nein, er macht auch noch in Erotik. Und schleicht sich an Charlotte (Ramona Suresh) heran, die Schwester des Ministers (Daniel Kozian), auf die der Dichter Firmin (Marcus Krone) bereits sein Auge geworfen hat.

Allen Beteiligten wird die Sache allmählich zu viel. Sie treten aus ihrem Konkurrenzverhältnis heraus und vereinen sich zeitweise, um den unaufhaltsamen Aufstieg des „Parasiten“ zu verhindern, was ihnen am Ende sogar gelingt. Ganz sauber geht es dabei allerdings nicht auf und zu. Und so wird der Intrigant schließlich mit vereinten Kräften und seinen eigenen Mitteln geschlagen.

Obwohl Regisseur Robert Teufel großzügig beim Streichen vorgegangen ist, muss er noch immer ungeheure Massen an Text bewegen, die von den Schauspielern zumeist in Schnellfeuermanier aufeinander abgeschossen werden. Dabei geht die schillernde Eleganz der Sprache stellenweise verloren. Anders ausgedrückt: die schillernde Eleganz der Schiller'schen Sprache ermöglicht gerade erst diese hohe Geschwindigkeit. Hinzu kommt, dass sich Teufel ganz auf diesen Text konzentriert, indem er bis auf eine überflüssige musikalische Einlage auf jeglichen Schnickschnack verzichtet. Allerdings auch auf jegliches Bühnenbild.

So wird die elegante, leichtfüßige Rasanz, mit der das Stück dargeboten wird, zu einem Stolperstein zumindest für jene Zuschauer, denen diese Sache dann doch etwas zu schnell vor sich geht. Ein weiterer Stolperstein des Stückes mag in seiner Hauptfigur angelegt sein, die uns heute nicht mehr als böse oder intrigant erscheint, sondern als fortschrittsgläubig und karrierebewusst. Es hat sich hier also eine Umwertung der Werte vollzogen. Als bemitleidens- und verdammenswert erscheinen nun eher die Figuren, die nicht nach den Spielregeln Selicours arbeiten und bei ihrem Ehrlich-währt-am-längsten bleiben wollen.

Das wäre nun die eigentliche und neue Moral von dieser Geschichte.

.